

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungssitz Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellsgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeilzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

An unsere Leser.

Die Ereignisse der letzten Zeit haben eine Erregung hervorgerufen, so zitternd und fieberhaft, wie seit langen Jahren nicht. Die Krisis mit ihren grauenhaftesten Folgen für die Arbeiterklasse hat sich wieder einmal des deutschen Wirtschaftslebens bemächtigt.

Arbeitslosigkeit,

das heißt Hunger und Elend in jeder Form, ist in verstärktem Maße beim Proletariat eingeleitet. Und damit nicht genug! Die nach den „natürlichen“ Gesetzen der kapitalistischen Produktionsweise über die Arbeiterklasse periodisch verhängte Hungertur soll diesmal noch durch künstliche Mittel verdoppelt und verdreifacht werden. Im Reichstage ist die

Brotwuchermajorität

emsig an der Arbeit, die Geißel zu flechten, mit der man dem arbeitenden Volke den letzten Tropfen Schweiß herauspreißen will. Und dieses schändliche Manöver findet im Reichstage nur einen entschlossenen Gegner:

Die Sozialdemokratie.

Die bürgerlichen Parteien haben sich bis auf verschwindende Reste geeinigt. Jetzt tritt der Kampf um den Zolltarif in ein neues Stadium. Je schriller und wütender der Gehrus der Arbeiterfeinde erschallt, desto geschlossener und energievoller wird die Sozialdemokratie die Interessen des Proletariats wahren.

Um die Aufmerksamkeit der Massen von dem Punkte abzulenken, wo die wirkliche Gefahr liegt, hat man in den letzten Tagen den lächerlichen Krupprummel in Szene gesetzt. Man versucht unter der heuchlerischen Vorpiegelung, das Andenken eines Toten pietätvoll zu wahren, eine allgemeine Hege gegen die Partei zu richten, die bisher sich als die einzige zuverlässige Vorkämpferin der unterdrückten Volksklassen gezeigt hat und als solche schon seit langem anerkannt ist.

Diesen Kampf aber kann die Sozialdemokratie nur führen, wenn sie vom Volke thätkräftig unterstützt wird. Und als bestes Mittel dazu empfiehlt sich das

Abonnement auf die Parteipresse!

Wer an dem Niesenkampf unserer Tage bewußten Anteil nehmen will, der kann heute einer Zeitung nicht entzaten und am wenigsten in solcher schicksalsschweren Periode, wie die unserer ist. Darum agitiert und werbt neue Abonnenten für die

Leipziger Volkszeitung.

Ja oder So.

* Leipzig, 29. November.

Die „Verständigung“ zwischen der Regierung und den Brotwuchsern hat sich in der Form etwas abweichend, aber im Wesen der Sache so vollzogen, wie schon vor Wochen an dieser Stelle vermutet wurde. Jeder der Beteiligten, auch die Regierung, hat einen Teil der mit dem Kompromisse verbundenen moralischen und politischen Blamage auf sich genommen, während das Centrum als „maßgebende“ Partei aus dem Handel hervorgeht. Nur in einem Punkte hatten wir die brotwucherische Mehrheit über- oder unterschätzt, je nachdem man will. Wir hatten geglaubt, daß sie sich mit der Regierung über die Getreidezölle einigen, jedoch dem sonstigen Zolltarif fahren lassen würde; den Antrag auf dessen en bloc-Aannahme, von dem freilich schon seit längerer Zeit gemunkelt wurde, hielten wir für aus- geschlossen, weil wir den Verstand der braven Böllner über- und ihre Unverschämtheit unterschätzt hatten.

Nichts begreiflicher, als die stürmischen Szenen, die der parlamentarische Staatsstreich der heutigetägigen Mehrheit auf der Linken hervorgerufen hat. Diese moralische Aufwallung über eine beispiellose Frechheit war vollkommen in der Ordnung, und es wäre schlimm, wenn die politische Leidenschaft, die das Proletariat von seinen Vertretern erwartet und an ihnen schätzt, nicht ausgelebt hätte. Allein nach der wohlverdienten Bückstimmung der Uebelthäter kommt die politische Ueberlegung zu ihrem Rechte, und wir müssen gestehen, daß wir in die schmerzlichen Klagelieder der freisinnigen und teilweise selbst nationalliberalen Presse über die „Zerstörung des Parlamentarismus“ nicht einzustimmen vermögen. Wir verteidigen diesen Parlamentarismus als das kleinere Uebel gegenüber dem Absolutismus, Feudalismus, Bureaucratismus, Militarismus und so weiter, aber wenn die herrschenden Klassen ihn selbst zum Kinderpott machen, dann mag wohl der konstitutionelle Liberalismus der Bourgeoisie ins Herz getroffen sein, aber keineswegs gilt das gleiche von dem revolutionären Prinzip der Arbeiterklasse.

Der konstitutionelle Liberalismus, wie er sich etwa in Herrn Eugen Richter verkörpert, spiegelt diese Thatsache in der Form wieder, daß die Sozialdemokraten nur „Madam“ machen wollten, gleichviel was aus dem Zolltarif werde. Thatsächlich liegt die Sache aber so, daß wir den Zolltarif vernichten wollen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Brotwucherer selbstmörderische Attentate auf den bürgerlichen Parlamentarismus unternehmen. Die Taktik Richters läuft darauf hinaus, daß er lieber noch den Zolltarif hinunter- schluden, als die thönernen Fische des deutschen Schein- konstitutionalismus entfällt sehen will, und mehr oder

minder ist dies die Meinung des ganzen Freisinn, einschließlich seiner demokratischen Spielart; fleunnte doch auch der süddeutsche Volksparteiler Bayer am Freitag darüber, daß der brotwucherische Staatsstreich auch seine harmlosen drei oder sechs Mann treffen solle, die gar nicht an der sozialdemokratischen „Obstruktion“ beteiligt gewesen seien.

Die Sinnlosigkeit dieses ganzen Rasonnements geht schon daraus hervor, daß die verzweifelte Lage, aus der sich die Brotwucherer nun noch durch allerlei Staatsstreich helfen zu können glauben, gar nicht durch die sozialdemokratische „Obstruktion“ verursacht worden ist, sondern durch das Uebermaß frivoler Ungeheuerlichkeit, womit die Brotwucherer selbst den Zolltarif seit Jahr und Tag behandelt haben. Hätte sich die sozialdemokratische Reichstagsfraktion auf die Feistreterei der Bayer und Richter beschränkt, so wäre der verächtliche Gründerkumpen Kardorff mit seiner konservativ-nationalliberal-ultramontanen Bande ebenso in die Geschäfts- ordnung des Reichstags eingebrochen, wie jetzt. Und wenn die Bayer und Richter sagen: ja, dann hätten sie aber nicht den Vorwand gehabt, den sie jetzt an der sozial- demokratischen „Obstruktion“ besitzen, so verraten die frei- sinnigen und demokratischen Staatsmänner allerdings ihr innerstes Herzensgeheimnis, so gestehen sie offen ein, daß sie dem bürgerlichen Parlamentarismus nur für ein Spiel- zeug halten, und nicht für eine Waffe, mit der man schlagen und treffen kann, aber sie können doch nicht verlangen, daß die Erhaltung dieses Spielzeugs durch die Preisgabe der Arbeiterinteressen erkauft werden soll.

Diese Interessen erheischen gebieterisch die Abwehr des Brotwuchers, und in diesem Kampfe bilden die staats- streichlerischen Harlekinsprünge des alten Sünders Kardorff und Konjorten glücklicherweise nur eine Episode. Gelingt es durch diese oder ähnliche Mittel, den Zolltarif in dem gegenwärtigen Reichstage noch durchzupeitschen, so kommt er freilich nicht mehr vor die Wähler, aber die Wähler sind dann doppelt und dreifach aufgefordert, die Wirkungen des erklisteten und erschlichenen Gesetzes zu vereiteln, indem sie Männer in den Reichstag schicken, die entschlossen sind, beim Abschluß neuer Handelsverträge den agrarischen Gelüsten den Daumen aufs Auge zu drücken und endlich einmal aus dem deutschen Scheinkonstitutionalismus eine reelle Wirk- lichkeit zu machen. Eher wird ja doch die heillose Zer- fahrenheit unserer inneren Zustände nicht beseitigt werden, bis der Reichstag aus einer bloßen Sasagemaschine so etwas wie eine wirkliche Volksvertretung wird, und ein kräftigeres Mittel, den allerweitesten Volksmassen diesen Zusammenhang klar zu machen, giebt es gar nicht, als wenn die Kardorffschen mit der Geschäftsordnung des Reichstags umspringen, als wäre es einer jener schmutzigen Gründerprospekte, die ihr

Seuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.
VIII.

Der Kreistag war auf einen Freitag angelegt. Kriebow fuhr bereits am Tage zuvor nach der Stadt; denn Graf Wieten hatte ihm von Berlin aus geschrieben: er werde am Donnerstag in der Kreisstadt eintreffen, und habe den Wunsch, Erich und einige andere Herren vertraulich zu sprechen. Der Grabenhäger betrachtete diesen Wink seines alten Gönners als Befehl.

Graf Wieten besaß nicht weniger als sechs große Güter im Kreise; trotzdem er nur selten auf seinen Besitzungen weilte, konnte er als der einflussreichste Mann der Gegend gelten.

Kriebow war gespannt, wie sich Graf Wieten zu der wichtigen Frage der Landratswahl, die jetzt alle Ge- müter beschäftigte, und die am Freitag entschieden werden sollte, stellen werde. In seinem Schreiben ließ er nichts davon durchblicken, Diplomat, wie er nun einmal war. Kriebow konnte sich eigentlich kaum denken, daß John Rabenberg sein Kandidat sein könne. Aber für wen würde er sein gewichtiges Wort in die Waagschale werfen? Für Merten oder für Klaven? die ja nächst Rabenberg am meisten genannt wurden. —

Er selbst war sich völlig unschlüssig, wenn er seine Stimme geben sollte. Er war in die Kreisversammlung aufgenommen worden durch Protektion des alten Wieten, aber von den Geschäften verstand er gar nichts, wie er

sich selbst offen eingestand. Er nahm sich also vor, sich in dieser Frage ganz nach dem zu richten, was Graf Wieten vorschlagen würde. Wenn ein Mann die Verhält- nisse überseh, so war es der Graf; seinem Räte konnte man blindlings Folge leisten.

Der Grabenhäger fuhr im frühen Nachmittag zur Stadt. Die Wahl des Hotels war ihm leicht gemacht; es gab dort ein einziges für ihn mögliches: Der Elefant. Die übrigen Gasthöfe waren Fuhrmannskneipen. Trotzdem er nicht um Lugetier geschrieben hatte, war das „Kriebowsche Zimmer“ im Elefanten für ihn reserviert worden, das vor ihm schon sein Vater und Großvater innegehabt hatten, wenn sie zur Stadt kamen in Ge- schäfts- oder politischen Angelegenheiten.

So ein Kreistag war eine wichtige Sache für das Städtchen. Es entstand dann in den sonst öden Gassen und Gäßchen des Ortes ein Leben und Treiben, das an frühere bessere Zeiten erinnerte.

Obleich im Hinterlande gelegen, weit von der Wasser- kante, nur durch eine schmale Ader mit der See ver- bunden, hatte der Ort doch Anschluß gehabt an den Bund der seegewaltigen Hansen. Von Reichtum, Unter- nehmungslust und Geschmack jener Zeit sprach noch die altentimliche Kirche, mit ihrem weithin sichtbaren, mächtigen Dache, legten noch Zeugnis ab die alten Wibe- häuser, redete noch hie und da ein verzierter Giebel oder eine gewölbte Einfahrt. Sonst waren alle Zeichen ehe- maligen Bürgerstolzes ausgewischt, verschüttet in Jahr- hundertern schwerer Drangsal, durch Kriegsbrand, Feuerung und Fremdherrschaft.

Dann waren noch einmal bessere Tage für den Ort gekommen, als sich Handel und Wandel in gesegneten Friedenszeiten, im zweiten Drittel des Jahrhunderts zu

heben begannen. Da strömte vom platten Lande reiche Zufuhr herein. Der Landwirt, der hier sein Vieh und sein Getreide mit Vorteil loszuschlug, ließ manchen harten Thaler sitzen bei Kaufmann und Handwerker. Neuf- befruchtet richteten sich Handel und Gewerbe auf. Aber es war nur eine kurze Blüte, kaum eine Generation durfte sich ihres Segens erfreuen. Draußen in der großen Welt waren inzwischen mächtige Umwälzungen vor sich ge- gangen, neue Märkte emporgekommen, neue Länder auf- geschlossen, neue Verbindungswege entstanden. An dem abgelegenen Winkel vorbei sauste der Weltverkehr nach entfernten Centren. Und nach kurzer Periode einer flüch- tigen Wichtigkeit sank das Nestchen wieder in öde Un- bedeutendheit zurück. Jetzt führte der Ort eigentlich nur noch ein Scheinleben; ohne die Garnison und das Gym- nasium wäre er vollends tot gewesen. —

Erich von Kriebow hatte als Sekundaner und Pri- maner hier einige Jahre zugebracht. Beim Herrn Stadt- pfarrer war er in Pension gegeben worden. Glückliche Zeiten waren das gewesen; die Heimat war Feiertags und an freien Nachmittagen leicht zu Fuß oder auf dem Pony zu erreichen. Als Sohn seines Vaters hatte er eine gewisse Rolle gespielt in Stadt und Schule. Dazu das Dragonerregiment, wo er schon damals gute Be- kannte gehabt hatte; kurz, der Junker war auch hier ziem- lich verwöhnt worden.

Der Grabenhäger kannte eigentlich jeden Pflaster- stein in dem Neste. Er konnte feststellen, daß sich nichts hier geändert habe, während der letzten zehn Jahre. Die- selben Firmenschilder, ja es schien fast, als sei von den Waren, die schon damals hinter den bescheidenen Fenster- scheiben gelegen, nichts weggekommen. Auch in dem Pflaster, das mit seinen heimtückischen Ranten, Spigen